

# Die dunkle Seite des Feuers

Historischer Roman

TR. 2005



Gewidmet meiner Tochter,  
der Hübschen.



Es folgte ein Unglück, ob durch Zufall oder auf tückische Anstiftung des Princeps ist ungewiß- denn beides haben die Geschichtsschreiber überliefert-, aber es war gegenüber allem, was über diese unsere Stadt mit der Gewalt einer Feuersbrunst hereingebrochen ist, schwerer und fürchterlicher. Seinen Anfang nahm es in dem Teil des Circus, der an den palatinischen und den caelischen Hügel grenzt; dort, in den Verkaufsbuden, in denen solche Ware lagerte, wie sie den Flammen Nahrung bietet, begann gleichzeitig das Feuer und ergriff sofort, gewaltig lodernd und vom Wind angefacht die ganze Länge des Circus; denn weder durch Brandmauern geschützte Paläste noch mit Mauern umgebene Tempel oder sonst etwas, was die Flammen aufhalten konnte, lag dazwischen .....

Tacitus, Annalen, Buch XV



## Prolog

Um den Tempel herum hatten die Juden Hindernisse errichtet. Der beißende Geruch von Rauch lag alles überlagernd in der noch immer heißen Luft des späten Sommerabends. Die römischen Soldaten wollten es an diesem Abend zu Ende bringen. Noch bevor die aufkommende Nacht den Verteidigern die Möglichkeit zu einer weiteren Flucht bieten würde.

Befehle hallten durch die Luft. Näher rückten die Feldzeichen und mit ihnen die dichten Reihen der Soldaten. Die wenigen Bogenschützen der mutlosen Verteidiger auf dem flachen Dach des Tempels suchten nach Zielen, doch die dichten Schildreihen der erfahrenen Legionäre liessen keinen einzigen ihrer sonst todbringenden Pfeile hindurch.

Schritt um Schritt kamen sie heran, angefeuert von den Signalen der Hornbläser und den wütenden Beleidigungen ihrer Centurionen. Wut tobte auch in den Männern. Der Wunsch nach Rache. Die Aussicht auf Beute.

Schon hatten sie die ersten Verteidiger erreicht. Mühelos schlugen sie sie nieder. Ein Schritt, ein Stoß. Ein Schritt, ein Stoß. So wie sie es tausende von Malen geübt hatten. Ein Schritt, ein Stoß.

Schnell kamen sie voran. Wegen der Gefallenen liessen sich die mächtigen Tore des Tempels nicht mehr schließen. Verloren waren die Verteidiger.

Ungehindert drangen die Soldaten in das Heilige. Sie waren zehn zu eins. Sie waren Soldaten Roms. Die Anderen, das waren Bauern, Fischer, Händler, Handwerker. Priester, Frauen und Kinder.

Das Geschrei der Sterbenden zerriss die Luft. Über die dampfenden Leichen stiegen die entfesselten Soldaten hinweg, die Nächsten zu töten.

Der Kampf war ungleich. Kurz. Sinnlos. Wie so oft in Judäa.

Im hinteren Bereich des Tempels waren nur noch die Frauen mit ihren Kindern. Schützend hatten sie sich über sie gebeugt.

In ihrem Blutdurst fielen die Soldaten über die Wehrlosen her, dachten nicht mehr daran sie zu Sklaven zu machen, begannen sie zu töten.

Der Centurio drängte an seinen Männern vorbei, suchte nach einer Bestimmten. Nervös glitt sein Blick über die dichten Reihen der wie im Gebet Knieenden. Endlich fand er sie, weit hinten, inmitten des fetten Rauchs, des Sterbens. Sie sah ihn kommen, erkannte ihn. Aufrecht saß sie da, nicht ohne Stolz. In ihren Armen hielt sie das Bündel. Das kleine Wesen darin war kaum älter als einige Wochen.

„Ich bin froh, dass du es tust“, sagte sie, als er vor sie trat. Ihr langes, dunkles Haar rahmte ihr schönes, trauriges Gesicht ein.

Der Centurio hob sein Schwert gegen die knieende Frau.

„Bitte“, beschwor sie den vor Blut triefenden Mann und hielt diesem ihr unschuldiges Bündel hin.

Der Hauptmann hielt inne. Endlich nickte er, widerstrebend.

Beruhigt legte sie sanft das kleine Bündel mit dem schlafenden Kind vor sich auf den Boden. Tränen liefen über ihre eingefallenen Wangen.

Zitternd strich sie dem Kind liebevoll über die Wange, behutsam, um es nicht zu wecken, nahm Abschied.

Am Ende richtete sie sich auf, streckte ihren langen, weißen Hals.

„Sag ihm, dass ich ihn geliebt habe!“, flehte sie ihn an.

Der Centurio blinzelte verunsichert. Es dauerte ihm zu lange. Er hatte Angst, seine Meinung zu ändern. Sein Gesicht verhärtete sich.



Weit holte er aus und mit einem einzigen, mächtigen Hieb schlug er ihr mit abgewandtem Blick den Kopf ab.

## 1

Der alte graue Hund lag wie jeden Abend im Hochsommer im letzten Sonnenlicht des Tages und genoss die wohltuende Wärme. Nur hier, an dieser Straßenecke, am Fuß des kleinen öffentlichen Brunnens, vermochte die Sonne ihre gleißenden Strahlen zwischen den hohen Häuserzeilen für kurze Zeit hindurchzusenden. Der Rest der umliegenden Gassen lag wegen der hohen Gebäude das ganze Jahr hindurch in tiefem Schatten. Vor unzähligen Jahren hatte der Alte den Platz von einem anderen erobert. Bald würde ein Jüngerer kommen und ihm den glücklichen Platz wieder nehmen. So war das Gesetz.

Die emsig hin und hereilenden Menschen störten den Grauen nicht, er war sie gewohnt. Behutsam legte er sich auf die Seite um auch seinen leeren Bauch zu wärmen. Wenn er so still und unauffällig da lag, nahezu unsichtbar, das wusste er, trat niemand nach ihm.

Gleich darauf schreckte er wieder hoch. Mühsam setzte er sich aufrecht, kratzte sich, spitzte die Ohren und hielt schließlich, nachdem nichts Ungewöhnliches zu hören war, seine Nase in den sanft durch die Gassen gleitenden, warmen Sommerwind um die vielfältigen Gerüche einzusaugen. Seine kleinen, feucht schimmernden, schwarzen Nasenflügel bewegten sich gleichmäßig. Alles schien wie immer, der Geruch nach Schweiß, nach Gewürzen und Parfümen, nach Angst und Verzweiflung, nach einem flüchtigen Moment körperlicher Liebe, nach dem Urin der Gerber, nach in der Hitze gammelmendem Unrat, nach läufigigen Weibchen, nach Konkurrenten auf seinen Platz.

Der Alte wollte sich schon wieder beruhigt hinlegen, auch seine Nase war nicht mehr die Beste, als da doch etwas war, was nicht dazu gehörte, etwas, das ihm tiefen Respekt und Angst einflöste, ihn unsicher werden liess.

Der Geruch nach Feuer. Es war nicht der gewohnte Geruch gebratenen Fleisches, den er mehr als jeden anderen liebte, sondern der bedrohliche Geruch verbrannten Holzes. Nach Stein, der unter Hitze zerbarst und schmolz. Der schwere, süßliche Geruch brennender Menschen. Noch war der Geruch sehr schwach, das Feuer musste weit weg sein. Die borstigen Nackenhaare des alten Hundes stellten sich ein wenig auf.

Müde erhob er sich, streckte sich, bis es leise knackte. Er gähnte um seine träge Müdigkeit abzuschütteln und trottete dann langsam Richtung Osten davon. Weg von dem bösen Geruch, der nur Unheil und Tod bedeutete.

## 2

Tiggellinus war schon lange nicht mehr hier gewesen. Sehr lange. Sorgfältig hatte er sich den Zipfel seines Umhanges über sein Haupt gezogen, die Formeln gesprochen und mit abgewandtem Gesicht Getreide und Wein geopfert. Er war kein gläubiger Mensch. Keiner der recht an die Götter glaubte und doch, an einem Abend wie diesem konnte es nicht schaden den Beistand des Kriegsgottes, des Rächers zu erwirken.

Ehrlich offenbarte er dem Mächtigen seine Pläne, seine Wünsche, schloss einen Vertrag mit dem Waffentragenden. Bot ihm einige Stiere und die Köpfe seiner Feinde zum Opfer dar, sollten seine Pläne gelingen. Versprach ihm einen neuen, gewaltigen Tempel.

Wo nur blieb Galerius? Sollte er nicht schon längst wieder da sein? Unwirsch fegte er den Gedanken beiseite, dass etwas passiert sein könnte. Was sollte schon geschehen sein? Mit den paar Frauen würden einer wie Galerius und seine Männer schon fertig werden. Tiggellinus zwang sich seine Zwiesprache den Formen gemäß abzuschließen. Ein einziger Versprecher konnte den Gott erzürnen und ihn zwingen, das Opfer noch einmal von vorn zu beginnen. Noch einmal die Formeln zu sprechen, würde seine Geduld erschöpfen. Am Ende bat er all die anderen Götter, die in diesem Moment in dem kleinen Heiligtum anwesend sein mochten, um ihre Gunst. Nur keinen von denen beleidigen, keinen von denen gegen sich aufbringen. Nicht jetzt, da alles beginnen sollte.

Als er den letzten Satz gesprochen hatte, verharrte er noch einen Moment, suchte in den Zügen der kleinen bronzenen Statue nach so etwas wie Zustimmung. Behaupteten nicht manche Priester, dass die Götter ihnen zulächelten um ihr Wohlwollen über den Vertrag mit ihnen auszudrücken? Die Statue des Mars sah aus wie immer. Den Speer in der Rechten, den Schild in der Linken. Der Helm mit dem prächtigen Busch. Ehern blickten die Augen ausdruckslos in die Ferne. Kein Lächeln, kein Kopfnicken. Nur die fein geschnittenen Mundwinkel des Gottes schienen mehr als sonst herabzuhängen. Es musste am Licht der Fackeln liegen, am Weihrauch, der ihm die Sinne benebelte. Oder machte sich der Gott lustig über ihn.

Tiggellinus riss sich von dem Anblick los und schalt sich einen Narren. Was hatte er denn erwartet. Bronze lächelte nicht.

Eiligen Schrittes ging er zu der großen Holztüre, drehte sich noch einmal abrupt um. Die Statue stand unverändert. Nur die Mundwinkel schienen nun wieder völlig gerade, ohne jeden Ausdruck zu sein. Es lag am Licht. Ganz sicher. Es war das Licht.

Tiggellinus schüttelte den Kopf. Er hätte nicht herkommen sollen.

„Synax! Es brennt! Synax!“ . Probus spie die Worte beinahe heraus. Seine einfache gelbe Tunika war völlig verdreckt. Auf seinem schnellen Weg zur Kaserne der Vigilis im zehnten Bezirk musste er wenigstens einmal gestürzt sein. Keuchend stand der schweißüberströmte Händler in der leicht durchhängenden Türe der kleinen Wachstube.

„Wo?“, fragte der Angesprochene gelangweilt, schnürte aber doch leise seufzend seine hohen Sandalen, die er gerade erst ausgezogen hatte um sich seinen langweiligen Wachdienst etwas angenehmer zu gestalten. Es würde wie immer ewig dauern, bis sie richtig saßen. Innerlich fluchte er über die Störung. Ein Mord, das war etwas.

Da gab es Blut. Verzweiflung, Neid, Rache, Eifersucht!

Aber immerfort diese Brände. Synax stöhnte bei dem Gedanken hinaus in die mörderische Hitze dieses Julitages zu müssen. Die frischen, vor Saft triefenden Trauben, die auf dem Tisch vor ihm lagen, die ersten in diesem Jahr, würden warten müssen. Gnade den diebischen Kameraden, wenn sie sich daran vergreifen würden! Sie würden es tun.

Der dicke Probus war noch immer völlig außer Atem und schnappte nach Luft. Sein aufgedunsenes Gesicht war von einer fett glänzenden Schweißschicht überzogen. Seine helle Tunika von Nässe durchtränkt. Gleich würde er umfallen wie ein Sack.

„In den Läden, in den Arkaden des Circus!“, stieß er rasselnd hervor.

„Der Circus ist groß“, gab Synax gleichmütig zurück. Nur keine Eile zeigen. Die meisten Bürger nahmen sich ohnehin zu wichtig. Zu oft schon war er mit seinen Leuten, mit all ihren Eimern,

Stangen, Decken und Schwämmen ausgerückt, nur um dann festzustellen, das irgendein ungeschickter Tölpel aus Unachtsamkeit seine Öllampe umgestossen hatte und den kaum als solches zu bezeichnenden Brand schon längst selbst gelöscht hatte. Seit dem großen Brand vor fast dreißig Jahren wurden die Leute immer noch geradezu wild, wenn sie auch nur die Rauchfahne einer Garküche sahen, in der Fleisch anbrannte. Brände waren an der Tagesordnung, aber Synax, als einer von siebentausend bei den Vigiles dienenden Sklaven, die in dieser wundersamen Stadt nichts anderes taten, als diese zu vermeiden, wusste, dass sie mit jedem Brand fertig werden würden. So war es jedenfalls gewesen, solange er bei der Schutztruppe der Stadt diente. Wozu also die Aufregung.

„Wo also brennt es genau, Bürger“, hakte er verärgert nach.

Diesen Nervensägen würde er schon noch beibringen erst nachzudenken und dann zu reden. Schade um die Trauben.

„Im Luparnar der Vibia. Das kleine Bordell auf der Nordostseite!“, stammelte Probus, irritiert durch die Ruhe, die Synax an den Tag legte. Musste Synax nicht sofort seine Kameraden alarmieren? Sollte er nicht aufspringen, ein Signal geben oder irgendetwas in der Art. Stattdessen band er sich weiter in aller Ruhe seine ausgetretenen, staubbedeckten Sandalen die regelrecht um etwas Fett zu betteln schienen. Endlich blickte er von seiner umständlichen Tätigkeit hoch.

„Vibia? Doch nicht etwa die große Blonde? Na ja, was man so als blond findet, in Rom“. Synax schnalzte mit der Zunge. Er schien sie zu kennen und wohl auch zu mögen, denn seine Augen wurden aufmerksamer. Vibia war in der ganzen Stadt berühmt. Selbst der Kaiser hatte sie einmal aufgesucht, wenn die Gerüchte stimmten.

„Sie ist tot, Synax!“, herrschte Probus den Sklaven verärgert an.

„Tot? Wieso tot? Nur weil es ein bisschen brennt, stirbt man doch nicht gleich!“. Die Geschichte wurde immer verworrener. Die Geschichte eines dieser ehrenwerten Bürger eben.

„Verdammt, Synax! Vibias Nachbarin hat den Vorhang zu ihrem Raum zurückgeschlagen als Rauch herausquoll. Sie schrie, dass selbst die Furien ihr vor Neid Applaus gespendet hätten! Vibia lag tot auf ihrem Bett und alles stand in Flammen! Alles brannte! Wäre noch Leben in ihr gewesen, wäre sie doch geflüchtet! Und Nonia, die Weinhändlerin hat sogar behauptet, dass es bei der Lupa Sylena genauso gewesen ist. Du weißt schon, Sylena. Die kleine Dunkelhaarige mit dem leichten Buckel“. Probus wusste nicht, wie er den trägen Sklaven noch überzeugen sollte. Er hatte es selbst gesehen, wie die Flammen aus dem schäbigen Raum der Sylena hervorgeschlagen waren und auf den kleinen Laden des Tuchhändlers, dieses Betrügers Miro übergegriffen hatten. Miro hatte noch versucht die Flammen mit seinen Tüchern totzuschlagen, sich dabei aber nur entsetzlich die Arme verbrannt. Hätte sich der Brand nicht so rasch ausgebreitet, hätte er sich kaum die Mühe gemacht zu den Vigiles zu laufen. Sein eigener Laden, ein kleine Garküche, war nur drei Arkaden weiter. Bis Synax sich endlich bequemen würde etwas zu tun, würde auch er selbst mittellos dastehen. Verdammtes Sklavenpack. Was hatte den Kaiser Tiberius seinerzeit nur getrieben ausgerechnet Leuten wie diesen den Schutz vor Feuer zu übertragen! Die fackelten doch schon seit jeher selbst die Häuser ihrer schlafenden Herren ab, wenn ihnen irgendetwas nicht passte!

Aus der Ferne erklang das Signal eines Horns. Tief und lang anhaltend.

„Das ..... ist ....das ist das Signal der ersten Kohorte“, stammelte Synax ungläubig. Seine gelben Zähne mahlten quietschend aufeinander. Er wurde sichtlich nervös. Wenn die Vigiles zu ihrer

Rechten schon Signal gaben, musste es ernst sein. Das hatte es noch nie gegeben. Was würde sein Centurio sagen, wenn dem irgendwer erzählen würde, dass er wertvolle Zeit mit diesem Idioten Probus vertrödelt hätte!

„Schade um Vibia“, murmelte er dennoch, „ war eine geschickte Frau!“. So viel Zeit musste sein. Probus verdrehte die Augen.

„Vindex!“, schrie er nach hinten und sprang zugleich auf. „ Vindex!“.

Ein junger, rotblonder Mann mit einem unendlich weiten Feld eitriges Pickel und nicht weniger Narben im Gesicht schob gemächlich den groben grauen Vorhang hinter Synax beiseite.

Der Jüngling war riesig, sichtlich ein Brite. Wohl einer von denen, die noch als Kind den Truppen des Claudius bei der Eroberung Britanniens in die Hände geraten waren. Der Picklige rieb sich verstört die blutunterlaufenen Augen. Er musste geschlafen haben.

„Verdammt, Vindex!“, herrschte Synax den Riesen an, „ gib Signal, ruf die erste Centurie zusammen! In zwei Minuten will ich alle im Hof sehen, hörst du, alle! Sie sollen alles mitnehmen, was wir haben! Denen von der Ersten werden wir schon zeigen, wer von der schnellen Truppe ist!“. Der Hühner liess den Mund offen. Es sah ungeheuer dumm aus. Synax wandte sich wieder Probus zu.

„Vielen Dank, Bürger, für deine Nachricht. Du kannst jetzt gehen. Wir werden uns um alles kümmern!“. Synax wandte sich ab und liess den verunsicherten Probus in seiner durchgeschwitzten Tunika einfach stehen. Dummes, eingebildetes Händlerpack.

In aller Eile legte Synax sein dickes, abgewetztes Lederwams an, dass ihn wenigstens etwas vor den Funken schützen würde.

Hinter ihm erklang endlich das Signal seiner ersten Centurie der fünften Kohorte. Selbst dieses klang träge. Die Sommerhitze forderte ihren Tribut. Sollte hinterher keiner sagen, dass es nicht schnell ging, wenn es darauf ankam, dachte Synax und suchte

fluchend nach seinem Helm. Der dicke Probus stand noch immer da und glotzte. Synax wedelte mit seinen Händen in dessen Richtung als gelte es eine dicke, schillernde Fleischfliege zu verscheuchen.

Seine achtzig Männer würden reichen, das Feuer zu bekämpfen. Er hoffte es wenigstens. Seufzend legte er seinen wie immer von leichtem Rost überzogenen Helm an und trat in den in der heißen Sonne des späten Nachmittages liegenden Innenhof hinaus. Die Sonne brannte erbarmungslos vom klaren, von keiner Wolke überzogenen Himmel herab.

Sein Optio machte knapp Meldung, dass alle vollzählig waren und ohne weitere Verzögerung gab Synax das Zeichen zum Aufbruch nach Osten, zum großen Circus am Fuß des Palatins hin.

Als sein unter der Last der Werkzeuge stöhnender Trupp das Forum Boarium, den alten Viehmarkt, überquerte, bemerkte Synax zum ersten Mal den heftigen Wind, der über den Platz am Tiber hinwegfegte. Mißmutig spuckte er auf das grobe Pflaster unter seinen Füßen. Seit Wochen hatte es nicht mehr geregnet, es war Juli, die Stadt, die Gebäude so trocken, wie es nur ging. Und jetzt auch noch der Wind. Wind war immer schlecht, wenn es brannte. Fast wünschte er sich, die Erste möge den Brand schon unter Kontrolle haben. Sollten sie doch ruhig den Ruhm ernten. Hauptsache, er käme so schnell als möglich zu seinen Trauben zurück. Sie würden bald verderben.

Der Schweiß lief ihm schon jetzt unter dem Helm hervor, tropfte ihm von der Stirn herab in die Augen und rief ein heftiges Brennen hervor. Er hasste das und sehnte sich schon jetzt danach, den Helm wieder abzunehmen zu können. Er war ohnehin viel zu eng für seinen großen Kopf. Für einen neuen fehlte ihm seit Jahren das Geld.



„Sieh doch, Synax!“, rief sein Optio neben ihm entsetzt aus und wies mit seiner ausgestreckten Rechten zum östlichen Himmel.

Die Menschen auf dem Platz waren stehengeblieben und starrten in die gleiche Richtung. Manche mit Furcht, manche mit Neugier. Andere zuckten nur kurz mit den Schultern und setzten ihren Weg fort. In Rom brannte es doch ohnehin jeden Tag. Warum nicht auch heute, schienen sie zu denken. Synax fluchte laut. Es beruhigte ihn, dass zu tun.

Dort oben, direkt über der Stelle, an der der nordöstliche Teil des Circus in den Palatinshügel übergang, stand eine gewaltige, tiefschwarze Rauchsäule. Sie schien direkt in die Sonne zu steigen. Es würde nicht leicht werden.

#### 4

Gibt es hier einen, der es mir Mädchen vergönnt,  
einen Mann zu lieben, einen, wie den, den ich liebe?

Ist es nicht dein Werk, Amor, Gott der Liebe,  
und das deiner Mutter, der anmutigen Venus,  
der Allerliebsten, der Göttin der Liebe?

Und fügst nicht vor allem Du, Cupido,  
du reizender Gott der Begierde, das deine hinzu?

Euch zu Füßen lege ich, nach ruhmreichem Kampfe,  
meine zu schwachen Waffen nieder,  
die Keuschheit, die Scham, die Angst.

Kein Schutz waren sie, gegen eure alles entflammenden Pfeile.

In Demut setzte ich euch als Sieger über meine Unschuld ein,  
und sag euch Dank für.....

Marcella suchte nach dem richtigen Wort. Erst nachdenklich, dann ein wenig misstrauisch kaute sie auf dem Messinggriffel herum mit

dem sie die Worte in die mit weichem Wachs gefüllte Holztafel geritzt hatte.

Es schmeckte so unangenehm, dass sie angewidert den Mund verzog.

Und sag euch Dank für .....

Flavius. Das konnte sie doch nicht schreiben. Der gute alte Cappadokles würde darüber nur tadelnd sein weißes Haupt schütteln. Marcella meinte seine vorwurfsvolle Stimme zu hören. Ein Liebesgedicht durfte nicht so profan mit dem Namen des Geliebten enden, würde er sagen. Was denkst du dir nur! Das ist zu billig, zu schlicht. Hast du nicht deinen Ovid gelesen, würde er sie fragen. Marcella seufzte. Ovid hatte seine Liebesgedichte ja auch nicht nur für sich selbst geschrieben, so wie sie. Außerdem war der ein grosser Dichter gewesen. So schlecht fand sie ihre Verse gar nicht, dachte sie beinahe trotzig. Ihr Blick fiel auf die kleine Wasseruhr die auf dem Fensterbrett der immer leicht muffig riechenden Schreibstube ihres Vaters stand. Der durchsichtige Behälter hatte sich kaum zur Hälfte gefüllt. Es würde wenigstens noch zwei Stunden dauern, bis Flavius da sein würde. Die Zeit schien stillzustehen. Wie immer, wenn sie auf Flavius wartete. Wie jeden Tag hatte sie das ganze Haus aufgeräumt, nachdem ihr Vater Joshua und sein Geselle Cappadokles in aller Frühe zu der kleinen Werkstatt in der schmalen Via Silanus hinübergegangen waren. Sie hatte die Voliere mit den schönen gelbgefiederten Singvögeln im Atrium saubergemacht und genug Holz aufgelegt um die Glut im Herd zu erhalten. All dies hatte sie, die brave Tochter, wie immer getan, hatte sich dabei Zeit gelassen. Sie hatte sich die langen schwarzen Haare gewaschen und diese, wie sie hoffte, kunstvoll hochgesteckt. Sie hatte ihre Kleider geordnet, war auf dem kleinen Markt um die Ecke gewesen, um frisches Gemüse und Früchte zu kaufen. Als sie zurückgekommen war, hatte ihr erster Blick

erwartungsvoll der Wasseruhr geglottet. Wie enttäuscht war sie gewesen, als sie den Stand des Wassers gesehen hatte. Erst hatte sie gehofft, das von ihrem Vater selbstgebaute kleine Wunderwerk wäre nicht in Ordnung. Doch so war es nicht gewesen.

Um die Zeit zu überlisten hatte sie sich eine von Cappadokles Rollen genommen, die Amores, die Liebesgedichte des armen Dichters Ovidius Naso, der für diese von dem zutiefst moralischen Kaiser Augustus dereinst verbannt worden war. Sie kannte die schönen, sehnsüchtigen Verse auswendig.

„Deine Feuerglut steht dem im Wege. Die Hitze ist zu nah“.

Marcella hatte diese Hitze in sich spüren können, als sie die Verse gelesen hatte. Die Liebe tat Seltsames mit ihr. So oft Flavius gegangen war, fühlte sie sich im Gleichklang mit dieser Liebe. Doch je länger sie auf seinen nächsten Besuch wartete, desto unruhiger wurde sie wieder. Am Schlimmsten war die Sehnsucht in Momenten wie diesem, kaum zwei Stunden, bevor er wieder zu ihr kommen würde. Dann spürte sie die Hitze in sich. Diese Sehnsucht nach seiner Nähe, nach seinen Worten, nach seinem Lachen. Nach seinem Körper, nach seinen Liebkosungen, nach seinem Duft. Sie dachte jeden Tag an ihn. Doch an dem Tage, an dem er endlich zu ihr kam, fühlte sie sich zum Bersten angefüllt mit Gefühlen, die herauswollten aus ihr. Sie hörte ihr eigenes Herz laut schlagen, ihre Hände wurden feucht. Im Spiegel konnte sie sehen, dass ihre Wangen röter waren als sonst und tief in ihrem Bauch fühlte sie ein unbeschreibliches Ziehen. Bilder kamen ihr in den Sinn, Erinnerungen an Flavius letzten Besuch. Bilder, Erinnerungen, die ihre Unruhe zur Ungeduld werden liessen. Das Warten auf ihn bereitete ihr fast Schmerzen. Oft tadelte sie sich für ihre Gedanken, für ihre Gefühle.

Die Liebe hatte sie übermannt, so wie Ovid es beschrieben hatte. Nie hatte sie von sich selbst gedacht, dass sie sich einem Mann

hingeben würde, der kein Jude war, einem, mit dem sie nicht zuvor durch Heirat verbunden worden war. Einem, mit dem sie sich heimlich traf, in ihrem eigenen Elternhaus, alle hintergehend. Ihren Vater, Cappadokles, ihre Nachbarn, ihre Gemeinde. Oft, in ruhigen Stunden, war sie verzweifelt, dachte daran, es zu beenden, wusste, dass sie es nicht konnte. Sie klammerte sich daran, dass Flavius sein Versprechen halten würde, sie zu sich zu nehmen, wenn er die Garde endlich verlassen konnte. Seltsam, sie hatte ihm geglaubt. Vom ersten Wort an, vom ersten Tag an. Wie eines dieser leichtsinnigen, törichten Mädchen in Ovids Versen. Sie hatte ihm geglaubt. Flavius war ein aufrechter Mann, er würde sie nicht benutzen. Hatte sie selbst ihn nicht eingeladen, sie zu besuchen, wenn ihr Vater und Cappadokles in der Werkstatt waren? Hatte sie selbst es ihm nicht erlaubt, sich ihr zu nähern, wie nur ein Mann es mit seiner Frau halten durfte? Sie selbst hatte es gewollt, ebenso wie er. Sie hatte es in der Hand gehabt ihn fernzuhalten, doch sie hatte ihn bei sich haben wollen. Hatte es heimlich getan. Nicht einmal dem alten Cappadokles hatte sie sich anvertraut, mit dem sie sonst von Kindesbeinen an all ihre kleinen Geheimnisse geteilt hatte. Gott hatte sie und Flavius zusammengeführt. Wie hätte sie sich dagegen wehren können? Es musste der Wille des Herrn sein, der ein guter Gott war. Marcella war ihm dankbar dafür. Und ihrem Vater, der den strengen Riten und Vorschriften der jüdischen Gemeinde nicht allzu viel Bedeutung beimaß obwohl er im Grunde seines Wesens ein gläubiger Mensch war. Es musste etwas zwischen ihm und Hillel, dem Vorsteher der Gemeinde geben, dass sie so wenig teil hatten am Leben der Gemeinde. Marcella war es nur Recht. Die Gemeinde wurde von einem Haufen alter Männer geführt, denen sie nichts abgewinnen konnte. Sie war in Rom aufgewachsen, kannte durch Cappadokles die farbige Sagenwelt des griechischen und römischen Götterhimmels. Oft fragte sie sich, ob sie überhaupt

noch eine Jüdin war, oder eine Römerin. Als sie ihren Vater dies einst gefragt hatte, hatte der nur gemeint, für die anderen würde sie immer eine Jüdin bleiben, für ihn aber immer der ihm liebste Mensch in der Welt. Gott musste ein guter Gott sein, denn er hatte ihr auch diesen Vater gegeben.

Unruhig stand sie auf und lief in dem kleinen Raum auf und ab. Endlich blieb sie vor dem blankpolierten Spiegel stehen, den ihr Vater in jungen Jahren in echter Meisterschaft für eine junge römische Adelige ersonnen und geschaffen hatte. Die arme Frau war mitsamt ihrer Familie durch Caligulas Schergen niedergemacht worden war, bevor er ihr den Spiegel hatte bringen können. Der geldliche Verlust war so erheblich gewesen, dass er beinahe daran zugrunde gegangen war. Zur Mahnung hatte er sich den Spiegel in sein Arbeitszimmer gestellt, obwohl Marcella ihn schon oft gebeten hatte ihn ihr zu schenken. Doch wenn sie auch sonst beinahe alles von ihrem Vater erlangen konnte, den Spiegel gab er ihr nicht.

Spielerisch wog sie sich in den Hüften. Der Spiegel war keinem anderen in Rom vergleichbar. Ganz deutlich konnte sie sich darin sehen. Manchmal fragte sie sich, ob es vermessen war, dass sie sich gefiel. Ihr gegenüber stand eine junge, schlanke Frau. Ihr ebenmäßiges Gesicht lächelte sie freundlich an. Die dunklen Haare und tiefbraune Haut liessen sie wie aus dem tiefen Süden wirken. Etwas spitz wirkte ihre kleine Nase und beinahe neugierig und kess und wach der Blick ihrer tiefbraunen Augen unter den hochgezogenen Brauen. Manchmal hatte sie sich gewünscht, etwas größer zu sein und auch ihr Busen erschien ihr etwas zu klein. Nein, so wie es war, war es richtig. Sie konnte zufrieden sein.

Lächelnd schüttelte sie den Kopf. Dummheiten! Was ihr nur immer einfiel! Seufzend ging sie zurück an das Schreibpult, bewusst nicht auf die Wasseruhr blickend. Auf dem Pult lag anklagend die Schreibtafel.

Was hatte sie nur geritten, es dem guten Ovid gleichzutun? Durfte sie überhaupt derlei Gedichte schreiben, als geborene Jüdin, als die Tochter eines jüdischen Goldschmiedes? Da war es wieder, das Gefühl zwischen den Welten zu stehen.

Schon wollte sie die flache Seite des Griffels nehmen und die eben erst geschriebenen Worte auslöschen. Sie zögerte. Einen Moment lang schwebte der Messingstab unschlüssig über dem weichen Wachs. Sie schaffte es nicht. Liess den Griffel sinken. Sie hatte es für Flavius geschrieben. Sie würde es ihm auch geben. Irgendwann.

Sobald ihr der richtige Schluß eingefallen wäre. Vielleicht am Tag ihrer Hochzeit.

Aus dem Atrium klang laut der Gesang der gelben Vögel und übertönte das monotone Plätschern der verhassten Wasseruhr. Gegen ihren Willen starrte sie erneut darauf. Der Behälter schien noch mit genauso wenig Flüssigkeit angefüllt zu sein, wie zuvor. Wenn es doch nur etwas helfen würde, das viel zu langsam dahinrinnende Wasser einfach auszuleeren. Die Zeit würde sich nicht betrügen lassen.

Seufzend liess sie die wächserne Schreibtafel sinken.

..und sag euch Dank für.....

..und sag euch Göttern der Liebe Dank für .....

Warum nur schienen gerade die letzten beiden Stunden bevor

Flavius kam so lang zu sein, wie ein ganzer Tag?

„Laufschritt!“, befahl Synax und rannte seinen Männern voran. Er hasste es in dieser Hitze und in voller Ausrüstung zu laufen. Der Helm scheuerte seine Schläfen wund. Die Männer hinter ihm stöhnten und fluchten. Im Gegensatz zu ihm hatten sie die ganze

Ausrüstung zu tragen, die Eimer, die Decken, die Spritzen, Beile und Brecheisen. Das Geklapper war ungeheuer.

Im nächsten Moment schon liessen sie die letzten verwinkelten Gassen hinter sich und erreichten die Nordwestecke des Circus, dort wo sich die Startboxen für die Wagenrennen befanden. Eine gewaltige Menschenmenge versperrte ihnen den Weg, Schaulustige. An ein Durchkommen hier war kaum zu denken. So war es immer. Mißmutig wandte er sich zu seinem Hornbläser um. Vielleicht würde das helfen.

Ein gewaltiger Knall liess die Menge erschrocken zusammenfahren. Synax kannte das Geräusch nur zu gut. Ein Gebäude war eingestürzt. Sofort kam die Masse in Bewegung und wogte auf ihn und seine Männer zu. Das Geschrei war ungeheuer, die Menschen rannten, als ginge es um ihr Leben. Vielleicht war es so. Vom Feuer war noch nichts zu sehen. Es blieb nichts übrig als zu warten, bis die Leute vorbei wären. Ein alter Mann wurde umgerannt und verschwand in der Masse der Leiber wie ein Ertrinkender in einem reißenden Fluß. Da würde nichts mehr zu machen sein, dachte Synax. Das war das Schlimmste bei den Bränden, die Alten und die ganz Jungen schafften es nicht. Es war, als ob die Natur ihre Auswahl treffen musste, wer dem wütenden Gott Vulkan zum Opfer dienen sollte.

Endlich waren die Letzten vorbei und wieder etwas Platz für ihn und seine Männer. Sie hatten die Zeit genutzt, ihre Eimer und Spritzen gefüllt, die Decken schwer mit Wasser getränkt.

„Auf!“, schrie Synax, als wenn es in die Schlacht ginge. Manches Mal fühlte er sich wie ein echter Centurio, der echte Soldaten in die Schlacht führte, doch er war, wie die anderen auch, nur ein einfacher Sklave des Staates und seine Gegner nur betrunkene Schläger, Nachtschwärmer und heimtückische Brände. Die Centurie schwenkte wie ein Mann um die Ecke des Circus herum.

Schade, dass ihr Präfekt Mesalla das nicht gesehen hatte, dachte Synax. Der Führer der Vigiles liebte es, wenn seine Männer entschlossen und militärisch wirkten. Das gut durchgeführte Manöver hätte ihm gefallen. Ohne ein Vorzeichen oder einen Befehl dazu blieben die Männer gleich darauf wie erstarrt stehen. Mit einem Blick erfassten sie das, was vor ihnen geschah. Die gesamte Längsseite des gewaltigen alten Circusgebäudes stand in Flammen. An einigen Stellen war das Feuer sogar schon über die schmale Gasse geschlagen und zum Palatin, zum Palast des Kaisers hinaufgekrochen. Synax bekam es mit der Angst zu tun. Nero hatte sich den Palast gerade erst bauen lassen. Er würde nicht begeistert sein, wenn dieser jetzt niederbrannte. Aus dem Dachgeschoss eines sechsstöckigen Gebäudes in der Mitte der langen Gasse vor ihnen sprangen einige Menschen vor Panik schreiend in die Tiefe und in den sicheren Tod hinab. Das Aufschlagen der Körper war gegen das tosende Brüllen des Feuers nicht zu hören. Sie fielen, als ob jemand Unrat aus den Fenstern geworfen hätte. Hilferufe der Eingeschlossenen hallten zwischen den hohen Häusern. Alle Läden in den Arkaden des Circus brannten. Es war viel schlimmer, als erwartet. Auch der Wind frischte noch auf. Der Sog des Feuers war schon jetzt gewaltig und gefährlich.

„Morio!“, brüllte Synax nach hinten, „Morio! Her zu mir, sofort!“.

„Herr!“, kam sofort die Antwort. Morio war einer von den Guten.

„Du bist ein guter Läufer! Zurück zum Lager mit dir! Alarmier die gesamte Kohorte und komm dann sofort zurück!“.

Synax fühlte den Sog des Feuers stärker werden. Das Feuer brauchte alle Luft für sich und nahm ihm schon jetzt den Atem. Irgendwo schrie ein Kind.

„Die gesamte Kohorte, Herr?“, fragte Morio zurück.

Synax machte nur eine bejahende Geste und der dunkle Sklave rannte los. Ein brennender Mann torkelte an ihnen vorbei und



brach in die Knie noch bevor einer seiner Männer ihn hatte auffangen können.

Synax musste inzwischen schreien um sich verständlich zu machen. Sein Verstand arbeitete wie von selbst all die Dienstvorschriften ab, die sie von Mesalla wieder und wieder eingebleut bekommen hatten.

„Die Decken vor! Das Gebäude dort sichern! Ihr dort, reißt die die Vordächer weg. Vindex, nimm dir zwanzig Mann und räum den Laden dort, den mit den Stoffballen! Die anderen mit den Spritzen und Eimern folgen mir. Wollen mal sehen, was wir tun können!“.

Synax zwang sich zu einem überheblichen Lächeln. In Wahrheit wusste er, dass es aussichtslos war. Das hier war mehr als alles, mit dem sie es bisher zu tun gehabt hatten. Aber wenigstens wollte er sich nicht nachsagen lassen, es nicht versucht zu haben. Außerdem winkten für besondere Verdienste die Freilassung und eine dicke Belohnung. Von der ersten Kohorte war nichts zu sehen. Das Feuer und der Rauch verdeckten den Blick, doch ganz sicher versuchten diese Männer es ihnen gegenüber auf der Nordostseite.

Wenn es nur gelang, sich mit denen zu vereinigen. Die Hitze wurde unerträglich als sie sich dem Feuer näherten. Mit gewaltigem Lärm stürzte ein Teil der schweren, aus Tuffstein gemauerten Arkaden ein. Vor ihnen auf der Gasse lagen unzählige Leiber Erstickter. Langsam wurden sie ins Feuer gezogen. Wie Puppen an unsichtbaren Fäden. Sie durften nicht zu nahe heran, sonst würden auch sie in die Glut hineingezogen. Die Luft war so heiß und dünn, das Synax zu husten begann. Er sah die Angst in den Augen seiner Männer. Jetzt musste es schnell gehen, sonst würden sie davon laufen.

Beim zehnten Laden von der Ecke her gesehen ließ er Halt machen. Näher heranzugehen würde ihren sicheren Tod bedeuten.

„Hier!“, schrie er über den Lärm hinweg. Hier war es richtig. Ab hier würden sie den Kampf gegen die Flammen aufnehmen. Die mit den Beilen begannen sofort damit alle Holzteile aus einer kleinen Taverne herauszureißen, die Tische und Stühle, die Regale hinter dem steinernen Tresen, die Schiebeläden, die den Laden des Nachts gegen die Gasse hin sicherten.

Das Feuer kam vom Wind angefacht mit unheimlicher Geschwindigkeit näher. So etwas hatte er noch nie erlebt. Es schien an mehreren Orten zugleich zu brennen. Unmöglich, dass das Feuer nur vom Luparnar der schönen Vibia ausgegangen war. Es roch förmlich nach Brandstiftung.

Alles lief ohne Fragen ab, so, wie sie es schon hunderte von Malen geübt und angewandt hatten. Dem Feuer die Nahrung nehmen, was sonst sollten sie tun. Dem Feuer die Nahrung nehmen. Synax versuchte so gut es ging die Schreie der Verzweifelten zu überhören, die in den brennenden Häusern am Fuß des Palatins eingeschlossen waren. Ihre entsetzlichen Todesschreie zehrten an seinen Nerven. So lange Leitern gab es in ganz Rom nicht. Die dort oben waren verloren. Immer traf es die Armen, schoss es Synax durch den Kopf. Die Armen, die gezwungen waren hoch oben unter den undichten Dächern zu wohnen.

„Mehr Wasser!“, schrie Synax verzweifelt. „Macht schneller, verflucht. Ich werde euch schon Beine machen, faules Gesindel“.

Sie waren zu wenige. Das Feuer liess alles schneller verdampfen als seine Leute es heranschaffen konnten. Der Brunnen war zu weit weg, die wenigen Schläuche zu kurz, dachte er ohnmächtig.

Wo nur blieb Morio? Er musste die Kohorte doch schon längst erreicht haben. Mit deren sechshundert Männern würden sie vielleicht eine Chance haben. Der Sog des Feuers wurde immer gewaltiger, die gesamte Häuserzeile am Fuß des Palatins stand in Flammen. Der Brand sprang entfesselt wie ein wildes Tier von

Haus zu Haus, angefacht durch den heißen Südwind der immer stärker zu wehen schien, gerade so, als ob er sich mit dem Feuer gegen die Stadt verbündet hätte. Zwei seiner Männer waren dem Sog zu nahe gekommen und wurden in die Flammen gezogen. Er hatte nicht genau sehen können, wer die Beiden waren. Das Haus zur Linken begann im Dachstuhl zu brennen, gerade dort wo seine Leute die mit Wasser durchtränkten Decken ausgelegt hatten um gerade dies zu verhindern. Erst stieg weißer Dampf von den Decken auf, dann brannten auch diese. Niemand hatte versucht die trockenen Decken gegen nasse auszutauschen. Seine Männer dort oben waren erstickt. Hilflosigkeit machte sich in ihm breit.

„Synax!“, hörte er die verzweifelte, schon heisere Stimme seines Optios hinter sich.

Er drehte sich um und starrte diesen fragend an. Doch der blickte hinter sich. Synax folgte dessen Blick und erkannte die Gefahr sofort.

„Zurück!“, schrie er so laut, dass sich seine Stimme überschlug.

Die Umstehenden, die Gesichter vom Russ geschwärzt, starrten ihn einen Moment unschlüssig an und folgten dann ebenfalls seinem Blick. Das Gebäude hinter ihnen brannte in den obersten drei Stockwerken, ebenso auf ihrer eigenen Straßenseite die ganze Nordwestecke des Circus. Sie drohten vom Feuer eingeschlossen zu werden.

Viel zu langsam kam Bewegung in die Männer. Wie gebannt starrten sie nach oben auf das hohe Wohnhaus, das sich zu ihnen herabzubeugen schien. Von dort oben kam das widerliche Knarren des brechenden Gebälks. Das Gebäude schien seinen Untergang zu beweinen. Es bäumte sich gegen die Vernichtung auf. So schnell sie konnten warfen die Männer ihre schweren Werkzeuge weg und wandten sich zurück nach Westen. Wenn sie den Tiber erreichen

würden, oder wenigstens wieder das Forum Boarium, wären sie für den Moment gerettet.

Synax trieb seine Männer zur Eile an. Es galt nur noch ihr eigenes Leben zu retten, sonst nichts. Wenigstens einige hatten es geschafft, stellte Synax mit grimmiger Zufriedenheit fest, als das Gebäude überraschend schnell in sich zusammensackte und ihm durch seine staubaufwirbelnden Trümmer den Weg zurück versperrte.

Er fühlte wie ihm schwindelig wurde als die Luft zu Ende ging. Er hustete Blut. Seine schwärende Lunge schien zu brennen. Ein schlechtes Zeichen, dachte er träge. Nicht gut. Seine schwach werdenden Beine sackten mit einem Male weg und er fiel lautlos vornüber. Hart schlug er auf dem Pflaster auf.

„Vindex!“, murmelte er, als er den Britannier neben sich entdeckte. Viel zu jung zum Sterben, dachte Synax, viel zu jung. Dem Rotblonden hing wie ein Fremdkörper die angeschwollene Zunge aus dem Mund, sein Gesicht war schon ganz blau. Seine Augen zuckten, verdrehten sich nach hinten, bis nur noch das Weiße darin zu sehen war.

Dummer Junge, viel zu leichtsinnig, dachte Synax und versuchte wieder aufzustehen. Es ging nicht. Irgendetwas stimmte nicht mehr mit seinen Beinen. Seltsam verdreht lagen sie wie ein Fremdkörper neben ihm.

In einem Hauseingang sah er eine junge Frau die verängstigt ein kleines Bündel an sich drückte. Erstarrt war sie stehengeblieben. Lauf doch weg, dachte Synax. Nimm dein Kind und lauf. Die junge Frau liess sich auf ihre Knie sinken, lehnte sich gegen die Hauswand. Lächelnd, wie entrückt, betrachtete sie das Gesicht ihres Neugeborenen bis der zusammenstürzende Hauseingang sie beide unter sich begrub.

Synax ärgerte sich darüber, dass er nicht doch noch schnell die Trauben gegessen hatte. Jetzt würde irgendwer die Dinger stehlen.

Er fühlte wie der Sog an seiner Tunika riss und wusste, was nun kommen würde. Verzweifelt hielt er sich an einem Kanaldeckel fest. Hoffnung glomm in ihm auf. Wenn er den aufbekommen würde, könnte er vielleicht durch die Cloaca Maxima entkommen. Warum war er nicht eher darauf gekommen. Er spürte, wie seine Fingernägel an dem starren Eisen abbrachen. Blut lief ihm aus der Nase.

Wenn ich ihn nur aufbekomme, dachte er, wenn. Er hustete.

Seine Fingerspitzen wurden taub, als ihn die Kraft verliess. Voller Verwunderung sah er dabei zu wie seine Finger gegen seinen Willen die Einkerbungen des Kanaldeckels losliessen. Es war ein ungewohntes, seltsames Gefühl, als der Sog seinen Körper erst langsam, dann immer schneller an das Feuer heranzog. Er tröstete sich damit, dass er wusste, dass er das Bewusstsein verlieren würde, bevor er verbrannte. Wirklich schade um die blonde Vibia. Vielleicht würde er sie ja bald wieder sehen. Mesalla würde nicht zufrieden sein. Dummer Vindex. Schmatzend nahm das Feuer ihn in sich auf. Er hätte die Trauben doch noch essen sollen. Probus. Sein Helm. Vibia.

Dann war es auch schon vorbei.

## 6

Flavius zuckte zusammen. Sein Herz raste. Glühende Fäden tanzten vor seinen Augen. Wieder dieser Traum. Immer wieder dieser Traum, nach all den Jahren! Er war schweißgebadet. Sein Mund ausgetrocknet. Die dunkelrote Narbe an seiner rechten Schulter schmerzte. Es hört nie auf, immer wieder dieser Traum. Siebzehn Jahre war es her, dass ihn das Langschwert eines

Britanniern schwer verletzt hatte und noch immer suchte ihn dieser Moment, als er geglaubt hatte, sein junges Leben zu verlieren, heim. Siebzehn Jahre, bei den Göttern, so lange war dies schon her! Er war auf dem besten Wege ein alter Mann zu werden.

Erst als sich sein Herzschlag beruhigt hatte, bemerkte er die gleichmässigen Atemzüge Marcellas. Ganz langsam entspannte sich sein Körper. Er war in Rom, in Transtiberim, bei Marcella. Alles war gut, alles in Ordnung. Sein Mund war so unendlich trocken. Zu gerne hätte er einen Schluck Wasser getrunken, doch Marcellas Kopf lag schwer an seiner Schulter. Sie schlief tief und fest. Er blieb ruhig liegen, wollte sie nicht wecken. Durch die geschlossenen Läden ahnte Flavius die noch immer unvermindert scheinende Sonne. Es konnte kaum später sein als die zehnte Stunde. Er hatte sicher noch zwei Stunden bis er in die Kaserne zurückkehren musste um seinen Dienst wieder aufzunehmen. Flavius seufzte. Ruhig, Soldat, ruhig. Die Schlacht ist vorbei. Du hast überlebt, Soldat. Er versuchte über sich selbst zu lächeln. Als ihm dies misslang, hob er den Kopf ein wenig um Marcella anzusehen. Im trüben Zwielflicht des Raumes betrachtete er ihr Gesicht. Wie schön sie war. Die leichte Decke hatte sie wegen der Hitze im Schlaf zu Boden gestoßen. Das tat sie oft an einem heißen Sommertag wie diesem. Liebevoll glitt sein Blick über ihren Körper. Er würde Marcella zur Frau nehmen, bald. Fünf Monate noch, dann wäre es vorbei mit der Garde. Fünf Monate, eine kurze Zeit und doch so lang! Alles war besprochen zwischen ihm und ihr. Er würde sie den Sitten gemäß über die Schwelle des kleinen Hauses tragen, das nahe des Augustus Mausoleums lag und das er von seiner Abfindung kaufen wollte. In dem würden sie leben, bis er mit ihr auf das kleine Landgut seiner Familie in den Albaner Bergen ziehen konnte. Sie hatten geplant sofort nach ihrer Hochzeit an diesen wundervollen Ort zu ziehen, doch sein Vater wollte es

um keinen Preis zulassen. Der Alte musste verrückt geworden sein! Er wusste doch kaum etwas von Marcella! Doch allein die Tatsache, dass Marcella eine Jüdin war, war für den alten Mann schon Grund genug seine Zustimmung zu der Heirat zu verweigern. Als er ihm das erste Mal von ihr erzählt hatte, war er vor Wut außer sich gewesen. Nie zuvor hatte er ihn so wütend gesehen. Mochten die Götter allein wissen, warum er so völlig gegen diese Verbindung war. Sicher hatte er sich für seinen einzigen Sohn eine reiche Tochter aus bestem stadtrömischen Adel erhofft. Was du nicht erarbeiten kannst, musst du erheiraten, war eine seiner zahllosen Weisheiten, die er bei jeder Gelegenheit von sich gab. Mit Reichtum und untadeliger römischer Abstammung aber konnte Marcella wahrlich nicht glänzen. Es musste also ohne seinen Segen gehen. Vielleicht würde er wieder zu Sinnen kommen, wenn die Heirat erst vollzogen war. Oder wenn ein erster Enkel das trostlose Haus des Alten mit seinem kindlichen Lachen erfüllen würde. Bald wollten Marcella und er auch deren Vater Joshua einweihen. Flavius hoffte, dass wenigstens der ihre Verbindung gut heißen würde. Oft hatte sich Flavius gefragt, ob der Alte über ihre heimlichen Treffen nicht schon lange Bescheid wusste und diese einfach mit Absicht übersah. Marcellas Vater hatte seine Goldschmiedewerkstatt kaum einen Steinwurf entfernt und musste wissen, wer ihn seinem Hause aus und einging. Joshua trug sein einziges Kind, seine einzige Tochter auf Händen. Vielleicht deswegen sagte er nichts dagegen, denn Marcellas Glück war offensichtlich. Sie würden die Heimlichkeiten bald beenden können, das Ganze war ohnehin lächerlich. Nur über das Wie würde noch zu reden sein. Wenigstens war Joshua keiner dieser Fanatiker, sondern einer von denen, die die Menschen selbst wahrnahmen und diese nicht allein nach deren Glauben aburteilten. Flavius war sich sicher als Mensch in dessen Augen

bestehen zu können. Trotzdem, wie erleichtert würde er sein, wenn dieser unglückliche Umstand der Heimlichkeit bald beendet sein würde. Unabhängig davon, dass Joshua den engen Vorschriften seines Volkes keine große Bedeutung schenkte. Marcella war so frei erzogen, dass sie an nichts zu glauben schien, außer an sich selbst und die Wahrheit der Liebe. Und an die Fähigkeit über alles zu lachen, was nicht unbedingten Ernst erforderte. Sie war einer der fröhlichsten Menschen, die ihm je begegnet waren. Sie war gut für ihn. Oft dachte er bei sich wie viel mehr sie ihm gab, als er ihr je geben konnte.

Er hatte Marcella vom ersten Augenblick an geliebt, als er sie vor mehr als einem Jahr auf einer seiner Streifen durch eine glückliche Fügung im Forum des vergöttlichten Cäsar entdeckt hatte. Der geflügelte Amor und dessen schöne Mutter, die gute Göttin Venus hatten es gefügt, dass Marcella Gleiches für ihn empfand und sogar bereit war die Zeit bis zu seiner ehrenhaften Entlassung von den Prätorianern auf ihn zu warten. Marcella war es gewesen, die ihn wieder zu einem Menschen gemacht hatte. Sie hatte ihn nach all den Jahren der Kämpfe, der Schlachten und des Tötens für Rom aus seiner Abgestumpftheit gegen jeden und alles herausgerissen. Sie hatte ihn davor bewahrt, für den Rest seines Lebens endgültig ein Tier zu werden.

Marcella wand sich in seinen Armen. Sie schien zu bemerken, dass er wach war. Flavius lag ganz still um sie nicht in ihrem Schlaf zu stören. Jetzt ging ihr Atem wieder ganz gleichmässig und sie lag, wie zuvor, ruhig da.

Wie verletzlich sie wirkte, wenn sie schlief. Ihre langen dunklen Haare, arg in Unordnung gebracht, rahmten ihr zartes kleines Gesicht ein. Sie lächelte selbst im Schlaf. Wenn sie nur endlich auf dem kleinen Gut seiner Familie in der Nähe der Stadt Lanuvium leben würden! Flavius wurde von der Sehnsucht nach dem Lande



fast verzehrt. Die Stadt war nichts für ihn. Sie würden den Pflanzen beim Werden und Vergehen zusehen und alles hinter sich lassen, vor allen Dingen Rom. Diese gewaltige, faszinierende, gefährliche Stadt. Was in aller Welt hatte ihn dazu getrieben, ein Prätorianer zu werden? Seine Liebe und Verehrung zu seinem Kaiser, dem stotternden Claudius, den er während des Feldzuges in Britannien kennengelernt hatte? Die große Ehre, als Hauptmann in der Garde des Herrn der Welt zu dienen? Seine Eitelkeit, mehr zu sein, besser zu sein, als seine Kameraden? Seine Freundschaft zu Titus, seinem Kameraden, der ihn vor dem tödlichen Streich des Britanniers bewahrt hatte und der dem Ruf zu den Prätorianern zuerst gefolgt war? Nachdem er Marcella kennengelernt hatte, hatte er all die guten Gründe von einst vergessen. Als Hauptmann in der Garde des Kaisers aber konnte er nicht einfach sagen, es tut mir leid, ich habe mich getäuscht, eigentlich wollte ich nur auf dem Lande leben und meine Kinder großziehen. Dies hätte er tun müssen, als es an der Zeit war, nach der ehrenhaften Verwundung in Britannien. Doch da hatte er Marcella noch nicht gekannt. Als der Wunsch des Claudius an ihn herangetragen worden war, in dessen Leibwache zu dienen, war er von Stolz erfüllt gewesen. So wie sein Vater, der selbst in der Legion gedient hatte. Und dieser Stolz hatte sich bis heute erhalten. Der Stolz auf die Besonderheit seiner Stellung, auf das Violett seiner Rüstung, auf die Nähe zum Kaiser.

Flavius hielt es nicht länger aus. Sein Arm war eingeschlafen. Er musste sich bewegen, musste etwas trinken. So behutsam als möglich löste er sich von Marcella und stand auf. Marcella drehte sich leise aufseufzend auf die Seite. Ihre rechte Hand schien nach ihm zu tasten. Behutsam hob Flavius die herabgefallene Decke auf und legte sie über Marcellas mädchenhaften Körper. Sie lächelte noch immer.

In der rechten Ecke des Zimmers stand wie immer ein kleiner Krug mit Wasser aus dem Flavius gierig trank. Einen Teil des Wassers goss er sich in die Hände und befeuchtete damit sein Gesicht und den Nacken um wach zu werden und die letzten Traumgesichter zu verscheuchen. Das trübe Wasser war lauwarm und kaum geeignet seine Lebensgeister zu wecken. In Marcellas kleinem, peinlich blank geriebenen Spiegel sah er sein müdes, Traurigkeit ausstrahlendes Gesicht. Warum so schwermütig, Flavius Sabinus, fragte er sein Ebenbild. Waren da nicht wieder ein paar Fältchen mehr, ein neues, tiefes Grübchen am Kinn? Hatten seine ehemals so strahlenden grünen Augen nicht wieder etwas von ihrem Glanz verloren? Und dort, an den Schläfen, zeigte sich nicht ein erstes Grau wo früher einmal nichts als schwarzes Haar gewesen war? Wenigstens sein Körper schien nichts von seiner Stärke eingebüßt zu haben. Oder hatte sich sein Bauch leicht gewölbt?

Wieder kamen die Zweifel. Die Garde war nicht mehr das, was sie einmal gewesen war. Vor zwei Monaten erst hatte Nero den Präfekten Burrus zum Tode durch Selbstmord verurteilt. Wegen einer Verschwörung gegen den Kaiser. Genaueres war nicht zu erfahren gewesen. Burrus hatte den Vorwurf noch nicht einmal abgestritten, war darauf sogar noch stolz gewesen. In der Kaserne hatte er sich die Adern öffnen lassen und war jämmerlich verblutet. Den Sterbenden, so behaupteten einige, hatte man in ein Becken mit heißem Wasser gesetzt, als der Blutfluß ins Stocken geraten war. Eine üble Geschichte. Offiziell hatte es geheißen, Burrus sei an einer Krankheit gestorben.

Flavius hatte von all dem nichts wissen wollen. Er war Soldat, hatte einen Eid geschworen. Und dennoch, das unrühmliche Ende seines guten Kommandanten hatte ihm zu denken gegeben. Warum hatte Burrus sich gegen den Kaiser erhoben? Sicher, man erzählte sich die aberwitzigsten Geschichten über Nero und seine Taten. Doch

waren alle diese Behauptungen wahr? Er selbst vermochte es nicht zu sagen. Die wenigen Male, an denen er den Kaiser zu Gesicht bekommen hatte, hatte er nichts von dem Monster bemerkt, das Nero sein sollte. Da war nur ein dicklicher, pausbackiger junger Mann gewesen, der jeden fröhlich anlächelte und scherzte.

Schlimmer aber als Burrus plötzlicher Tod hatte Flavius die Wahl des Nachfolgers getroffen, des Präfekten Ofonius Tigellinus. Ein Mann von Neros Gnaden. Sein Vater kannte ihn, hatte mit diesem zusammen in der zehnten Legion gedient, in Judäa. Doch so sehr er seinen Vater auch bedrängt hatte, er hatte nichts über diese Zeit erzählt, nichts über Tigellinus. Finde es doch selbst heraus, was du an ihm haben kannst, hatte er nur schwammig von sich gegeben.

Er hatte es versucht, ohne Erfolg. Tigellinus erschien ihm so unnahbar wie unheimlich. Der Mann schien nie zu lachen und auch kein überflüssiges Wort von sich zu geben. Er gab seine Befehle und verschwand, hörte zu, ohne eine Bewertung. Da war nichts Persönliches an ihm, kein Scherz, kein Lachen. Nichts. Keiner in der Garde schien etwas über den Mann zu wissen, niemand ihm näher zu stehen als es sich aufgrund des Dienstes ergab. Irgendetwas an Tigellinus stimmte nicht und liess diesen unnahbar und damit gefährlich erscheinen. Vielleicht lag Absicht im Verhalten des Präfekten. Vielleicht wollte Tigellinus mit diesem Verhalten seine Macht unterstreichen. Und mit so einem Befehlshaber sollte er seine letzten fünf Monate zubringen. Oft ärgerte es Flavius, dass er an so einen auch nur einen einzigen Gedanken verschwendete. Wenn es nur endlich vorbei wäre. Er hatte wahrhaftig genug getan, für Rom. Genug. Sollte Rom ihn gehen lassen!

Sein Blick fiel wieder auf Marcella. Sie hatte die Decke erneut von sich geworfen und sich umgedreht. Jetzt lag sie nackt auf dem Bauch. Seltsam, dass sie so schlafen konnte. Ihr offenes dunkles Haar fiel fast bis zu ihren schmalen Hüften herab. Sein Blick lief

über ihren Rücken hinunter zu den runden Wölbungen ihrer Pobacken. Flavius fühlte sich von den Göttern reich beschenkt und für einen Moment waren seine Gedanken, seine Sorgen wie weggeblasen.

Es gab noch Schönheit in der Welt! Wenn auch nicht dort draußen, so doch hier drinnen, in seiner eigenen kleinen Welt.

Ihn überkam das heftige Verlangen, sie mit seinen Lippen sanft von ihren Beinen hinauf wachzuküssen. Immerhin hatten sie noch zwei Stunden bis er gehen musste. Flavius musste über sich selbst lächeln. Bisher hatte er nicht gewusst, dass er so gierig sein konnte. Schritte unten im Innenhof des Hauses rissen ihn aus seinen Tagträumen, hielten ihn von seinem Vorhaben ab. Er lauschte angestrengt. Es konnte nicht sein. Er musste sich getäuscht haben. Um diese nachmittägliche Zeit war niemand in diesem Haus. Jedenfalls war dies so gewesen, so lange er hier ein und ausging. Dann hörte er das Geräusch wieder. Es musste jemand dort unten sein. Flavius fluchte innerlich. Was in aller Welt ging da vor? Das Haus des Goldschmiedes war ein kleines, sehr altes Haus. Das ganze Atrium, um das herum die wenigen Räume lagen, hätte leicht in den Speiseraum seines Elternhauses gepasst. Wer war dort unten? Joshua hielt sich noch nicht einmal Sklaven. Marcella hatte ihm erzählt, dass ihr Vater der Meinung war, dass es für einen Juden in Rom gefährlich wäre auch nur den Hauch von Reichtum zu zeigen, denn kein Volk würde mehr den Neid der Menschen erregen als das jüdische. Dabei war Joshua ein wohlhabender, sicher sogar reicher Mann. Er war der beste Goldschmied der Stadt. Der Kaiser selbst liess viele der oft verschwenderisch teuren Schmuckstücke die er seinen Gästen und seinen Hetären zu schenken pflegte, bei ihm fertigen. Joshua hielt sich nur einen alten Gesellen. Cappadokles. Wer von den beiden mochte dort unten sein? Flavius lauschte erneut angestrengt. Er konnte sein eigenes

Herz schlagen hören. Was bei den guten Göttern sollte er tun? Wie es schien kam wer auch immer vorsichtig die Treppe zu Marcellas Schlafraum hinauf. Es gab da eine Stufe, die knarrte, wenn man sie betrat. Jetzt hörte er sie knarren. Vielleicht war es wirklich Cappadokles, dessen vorsichtige Schritte dort vor der Türe zu hören waren. Vielleicht aber war es auch Joshua selbst, der aus irgendeinem Grunde beschlossen hatte, dem heimlichen Spiel seiner Tochter nun doch ein Ende zu bereiten. So schnell es ging warf sich Flavius seine Tunika über um wenigstens nicht völlig entblößt da zu stehen. Er kam sich vor wie der kleine Junge, der seinem Lehrer nicht die richtige Antwort zu geben vermochte. Es war lächerlich! Er war ein erwachsener Mann, Hauptmann der Garde! Hoffentlich war es nur Cappadokles!

Der dort draußen blieb direkt vor der Türe stehen. Flavius spürte mehr als das er es hörte, dass jemand an der Türe lauschte.

Verflucht. Es hatte ja so kommen müssen. Er würde alle Schuld auf sich nehmen, Marcella konnte nichts dafür. Er würde sie auf der Stelle als seine Frau fordern, Joshua würde es nicht ablehnen können. Er würde .....

„Flavius!“, wisperte unterdrückt eine dunkle Stimme, „bist du da drin?“. Gleich darauf war wieder Ruhe.

Flavius stutzte. Erleichtert atmete er auf. Das war Titus. Ganz sicher. Sein bester, eigentlich auch einziger Freund Titus. Der Gute war zugleich der Optio seiner Centurie, seine rechte Hand. Vorsichtig öffnete Flavius die Türe einen winzigen Spalt und spähte hinaus.

Tatsächlich, den Göttern sei Dank. Titus. Es war nur Titus!

Titus? Wieso er? Was tat der hier?

„Titus“, zischte er leise, „bist du wahnsinnig geworden? Was tust du hier?“. Er warf einen Blick nach hinten auf Marcella. Völlig nackt lag sie da. Titus durfte sie so nicht sehen. Schnell lehnte er die

Türe hinter sich an. Titus? Wieso er? Etwas musste passiert sein. Etwas Besonderes.

Der Freund grinste ihn an, sichtlich froh darüber ihn ohne weiteren Ärger gefunden zu haben. Titus war in voller Uniform und das Violett seines Umhangs biss sich fürchterlich mit der tiefroten Farbe der Wand.

„Bei allen Göttern, Flavius, bin ich froh, dass ich dich gefunden habe. Ich hatte schon Sorge, dass du .....“.

Titus grinste noch immer anzüglich und versuchte durch den Spalt in der Türe in den Raum dahinter zu spähen. Rasch trat Flavius ganz auf den schmalen Flur hinaus und zog die Türe hinter sich zu.

„Also?“, grummelte er und baute sich so breit als möglich vor dem Freund auf. Wie bei allen Furien war Titus überhaupt ins Haus gekommen? Hatte er den Weg über den Laden gefunden, den er selbst immer nahm um von den Leuten auf der Straße unbemerkt ins Haus zu kommen? Hoffentlich hatte ihn niemand gesehen. Wohl kaum, dachte Flavius entsetzt. In solchen Dingen war sein Freund mehr als geschickt. Titus schien seine Gedanken zu erraten.

„Für das Haus eines Goldschmiedes ist es nur schlecht gesichert“, stellte er nüchtern fest, „das Schloss jedenfalls ist sein Geld nicht wert“.

Flavius verdrehte die Augen. Er war einfach eingebrochen! Verdammter Narr! Titus musste einen mehr als guten Grund haben am helllichten Tag in das Haus eines jüdischen Goldschmiedes mitten im Judenviertel einzubrechen nur um ihn zu finden. Das Gesicht des Freundes wurde mit einem Male sehr ernst, legte sich in Falten.

„Der Circus brennt, Flavius“, sagte er, „und auch schon weite Teile des Palatin. Es sieht nicht gut aus“. Titus schnalzte mit der Zunge. Das tat er immer, wenn ihm etwas ganz und gar nicht behagte.

Flavius wusste im ersten Moment nicht, was er sagen sollte. Schließlich entschied er sich wie meist dafür, seinem ersten Gedanken zu folgen.

„Na und?“, sagte er in der Hoffnung, dass er Recht behalten würde, „sollen sich doch diese verschlafenen Sklaven der Vigiles darum kümmern. Dafür sind sie doch da, wenn ich mich recht entsinne“.

Titus schüttelte missmutig den Kopf und kratzte sich an seinem tiefschwarzen Kinn, dass dringend eine Rasur nötig hatte.

„Befehl von Tiggelinus. Wir sollen die gesamte Garde zusammenziehen und die Menschen aus den gefährdeten Gebieten herausbringen und die, die in diese Gebiete hineinwollen davon abhalten dies zu tun. Die Vigiles sind mit dem Löschen wohl schon ausgelastet“.

Jetzt also sollten die Prätorianer schon die Ammen für wildgewordene Bürger spielen! Nur weil irgendwer in seiner Trunkenheit oder Dämmlichkeit eine Öllampe umgestoßen hatte. Eine schöne Garde war das. Eigentlich kein Wunder, dass sie jetzt schon die Aufgaben von Sklaven wahrnehmen mussten. Seit Nero eine zweite, germanische Leibwache hatte, waren die Prätorianer nicht mehr ganz so wichtig.

„Es steht wirklich nicht gut, Flavius“, untermauerte Titus seine Worte. „Der Südwind facht das Feuer gewaltig an und treibt es nach Westen auf das Forum zu. Ich habe es selbst auf dem Weg zu dir gesehen. Es ist nicht irgendein Feuer. Es ist ein Feuer, dessen Fauchen man schon in der Kaserne hören kann und dessen schwarze Säule schon so weit in den Himmel steigt, dass das Ende des Rauchs nicht mehr zu erkennen ist“.

Flavius nickte nur. Gut, würden sie also zur Abwechslung einmal Bürger retten. Warum auch nicht.

Schade nur um die zwei Stunden. Er fühlte sich darum betrogen.

„Wo ist die Centurie jetzt?“, fragte er knapp.

„Am Marcellus Theater. Wir haben Befehl die Gegend dort zu sichern und Plünderungen zu verhindern, falls das Feuer in diese Richtung dreht“. Das Theater war nicht allzu weit weg von hier, dachte er.

Die neunte Region also, vom Tiber bis zum Marsfeld. Nicht das Gebiet, für das sie sonst zuständig waren. Flavius bedeutete den Freund kurz zu warten und verschwand wieder in Marcellas Schlafraum. Ein Glücksfall, dass er seine ganze Rüstung dabei hatte. Sonst hätte er den langen Weg zurück in die am anderen Ende der Stadt, weit im Westen gelegene Prätorianerkaserne machen müssen.

Einen Moment lang überlegte er Marcella zu wecken, unterliess es dann aber. Sie würde auch so wissen, dass er in die Kaserne zurückgekehrt war. In zwei Tagen, um dieselbe Zeit, würde sie wieder auf ihn warten. Bis dahin würden sie die Bürger sicherlich genug vor sich selbst geschützt haben und der Brand wäre schon lange gelöscht. Traurig warf er einen letzten Blick auf seine geliebte Frau, er fühlte sich betrogen. Bald darauf trat er angekleidet hinaus und stieg so leise er konnte in den winzigen Hof hinab.

Titus wartete selsam demütig bei dem kleinen Wasserbecken und nickte ihm unverbindlich zu, als er näher kam. Schnell wandte er sich zum Gehen.

„Ach, Titus“, raunzte Flavius. Titus drehte sich noch einmal zu ihm um. Flavius bohrte seinen Blick in die Augen des Freundes.

„Ich mag es nicht, dass du so einfach in das Haus meines zukünftigen Schwiegervaters einbrichst“.

Titus nickte und sah ihn offenen Herzens an.

„Wie du befiehlst, Herr“, sagte er ohne ein Zeichen des Zynismus und wandte sich erneut in Richtung der weit offen stehenden Haustüre um.